


Ulrike Schweikert
Léon & Claire
Er fand sie im Licht

Ulrike Schweikert

Léon
&
Claire

Er fand sie im Licht

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2017

© 2017 cbt Kinder- und Jugendbuch Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik und Typografie,
unter Verwendung von Motiven von © Shutterstock
(Le Chernina, Bon Illustrateur, Vasya Kobelev, dwph)

Lektorat: Luitgard Distel

kk · Herstellung: eS

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-16428-0

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

In Liebe für Peter



Prolog

Die Lichtkönigin

Bedächtig stieg sie die weiß schimmernde Treppe von der Eingangshalle in die Beletage hinauf. Ihre Finger liebkosten die vergoldeten Verzierungen des Geländers. Oben angekommen durchschritt sie die detailgetreu restaurierten Zimmer des Pariser Palais mit den vielen im Originalzustand erhaltenen Möbeln, die sie fast glauben ließen, dass die Zeit seit hundert Jahren stehen geblieben war. Der vergoldete Stuck war makellos wie auch die prächtigen Parkettböden mit den kostbaren Teppichen. Kein Stäubchen verunzierte die Tische, Vitrinen oder Kommoden. Die Farben der bestickten Polstermöbel leuchteten frisch, als wären sie eben erst angefertigt worden.

Sie trat ans Fenster und sah hinaus in den Garten mit seinen geharkten Kieswegen, dem frischen grünen Rasen und den sauber gestutzten Buchshecken, die sich zu einem Labyrinth wanden. Einige antike Vasen und Skulpturen rundeten das Arrangement ab. Zwischen den alten Bäumen hindurch, die den Garten begrenzten, wanderte ihr Blick über die nun kahlen Büsche hinweg in den Park. Hinten am Rosengarten ging über dem künstlichen See mit seinem Halbrund antiker Säulen gerade die Sonne unter. Die Nacht brach herein. Viel zu früh, für ihren Geschmack. Auch wenn die Tage bereits

wieder länger wurden, räumte der Winter der Finsternis noch immer zu viel Raum ein. Die Nacht hatte etwas Unheimliches an sich. Nicht dass sie sich vor irgendetwas fürchtete, doch sie wusste, dass ihre Magie im hellen Sonnenlicht am stärksten war. Die Nacht gehörte jemand anderes. Ihrem schlimmsten Feind. Ihrem stärksten Widersacher. Dem Schatten – einem Teil ihrer selbst, der sich in der nie endenden Finsternis unter Paris verkrochen hatte.

An sich hätte es sie nicht kümmern müssen, dass er sich dort unten in dem Höhlenlabyrinth herumtrieb, solange er ihr das Paris des Lichts überließ. Doch sie spürte, dass er nicht mehr bereit war, in seinem selbst gewählten Mauseloch zu bleiben. Er strebte danach, seine Macht zu vergrößern, sie auf ihr Paris des Lichts auszudehnen und es in Finsternis zu stürzen. Das konnte und wollte sie nicht zulassen. Sie musste ihn aufhalten. Sie musste ihn vernichten – ein für alle Mal!

Das war allerdings leichter gesagt als getan. Nicht nur, dass ihre Magie einander ebenbürtig war. Sie stammte aus derselben Quelle, demselben Geist, der einst einen Körper geteilt hatte. Es war für sie auch nicht einfach, den Schatten aufzuspüren und an ihn heranzukommen, denn so, wie er ihre Welt des Lichts nicht betreten konnte, war ihr der Zugang zur Finsternis verwehrt. Es gab nur eine Möglichkeit: Sie musste ihn zu einem der Tore locken, die die beiden Reiche miteinander verbanden. Es waren Orte starker Magie, die Tag und Nacht verbanden, hell und dunkel, oben und unten. Davon gab es in Paris jedoch nicht viele. Einer von ihnen war das Observatorium im Süden von Paris. Sein tiefer Schacht, den der Sonnenkönig Ludwig XIV. für Fallexperimente hatte anlegen lassen, verband mit seiner Teleskopkuppel zur Beobachtung des Himmels die luftige Atmosphäre mit der Unterwelt. Einmal war es ihr gelungen, ihn dort heranzulocken, um sich ihr zu stellen. Doch das Treffen war nicht so verlaufen, wie sie es sich vorgestellt hatte. Er war

zwar geschwächt daraus hervorgegangen, doch es war dem Schatten gelungen, sich in die Tiefen seiner Höhlenwelt zurückzuziehen, um neue Kräfte zu tanken und Rachepläne zu schmieden. Davon war sie überzeugt. Er würde zurückschlagen, sobald sich eine Gelegenheit bot, und genau das musste sie verhindern beziehungsweise das nächste Aufeinandertreffen zu ihrem Vorteil nutzen, um als alleinige Siegerin daraus hervorzugehen.

Die Lichtkönigin, die sich gern in der Gestalt einer großgewachsenen, schlanken Frau mit strahlend blondem Haar zeigte, stieg noch einen Stock weiter hinauf, wo sich die Bibliothek mit ihren Tausenden wertvollen Büchern befand, der Blaue Salon und die Privaträume, die einst der reiche Kunstsammler Moïse de Camondo bewohnt hatte. Das Haus mit seinen Schätzen war einige Jahrzehnte lang Besuchern als Museum offengestanden. Das war jetzt vorbei. Vor einigen Wochen war sie gezwungen gewesen, sich nach einer neuen Bleibe umzusehen, die ihren Ansprüchen genügte und ihren Plänen dienen konnte. Da war ihr Blick auf das Palais am Rande des Parc Monceau gefallen.

Der im Jahr 1860 in Istanbul geborene Moïse de Camondo stammte aus einer äußerst wohlhabenden Bankiersfamilie, was sich in den Schätzen seines Pariser Palais heute noch widerspiegelte.

Wohlwollend glitt ihr Blick über die gesammelten Gemälde von unschätzbarem Wert, bis er an dem Bild hängen blieb, das sie selbst der Sammlung hinzugefügt hatte. Sie trat einen Schritt näher und versank in der Faszination, die sie nicht mehr losließ, seit sie »Das Pandemonium« zum ersten Mal im Louvre gesehen hatte: Satan, der seine höllischen Heerscharen zusammenruft, um gegen das göttliche Licht zu kämpfen. Zu Tausenden kriechen die Kreaturen aus der Glut der Hölle hervor. Im Hintergrund der Palast Luzifers, angestrahlt vom roten Feuerschein.

»Egal, was du auch tust, du wirst diesen Kampf verlieren«, flüsterte sie dem Teufel auf dem Gemälde zu. Ihr Blick wanderte von dem Bild hinauf zur Decke. Ein Lächeln umspielte die rot bemalten Lippen. Es war kein freundliches Lächeln und auch der Ausdruck in ihren blauen Augen blieb kalt. Dort oben verwahrte sie einen Schatz, der ihr unvermittelt in die Hände gefallen war. Einen Schatz, der sich in ihrem Kampf gegen ihren Widersacher als äußerst nützlich erweisen konnte.

»Fürchte dich, Schatten der Finsternis«, murmelte sie. »Es hat eben erst begonnen.«

Sie wandte sich ab, verließ den Salon und stieg die schmale Stiege hinauf, die sie auf den Dachboden führte.



Kapitel 1

Der Gefangene

Er saß auf dem nackten Boden, die Beine im Schneidersitz verschränkt, die Arme schlaff im Schoß. Doch sein Rücken war durchgedrückt und sein Blick stolz erhoben. Seine Augen blitzten zornig. Es war, als züngle eine Flamme in diesen tief-schwarzen Augen, die so bodenlos schienen, dass sie nur selten verrieten, was auf dem Grund der verborgenen Seele dieses jung erscheinenden Mannes vor sich ging.

Vielleicht war es aber auch nur der Widerschein der letzten Sonnenstrahlen am fast blauen Dezemberhimmel über Paris, der von Orange nun in verblassendes Rosa überging.

Er rechnete nach. Es waren nur noch wenige Tage bis Weihnachten.

Léon war nicht von klassischer Schönheit, dazu war sein Gesicht zu kantig und seine Miene meist zu ernst. Dennoch war er ein Mann, dessen Anblick man nicht so schnell vergas. Er war groß, dabei von schlanker Gestalt, von der sehnigen Art gut trainierter Ausdauersportler. Seine Haut war jedoch nicht sonnengebräunt wie die eines Sportlers, sondern fast durchscheinend blass. Vor allem sein blasses Gesicht stand in hartem Kontrast zu seinem schwarzen Haar, den dichten Brauen und dunklen Wimpern und natürlich den Augen, in denen Wut loderte. Er würde nicht aufgeben. Niemals!

Und doch hätten die, die ihn kannten, eine erschreckende Schwäche in seinem Blick bemerkt, die sie bei ihm nicht für möglich gehalten hätten. Wer jedoch konnte von sich schon behaupten, den geheimnisvollen Mann zu kennen, der so alterslos schien und von dem niemand genau wusste, woher er kam und seit wann er in den Katakomben von Paris lebte, die sich in mehreren Ebenen über Hunderte Kilometer in einem Gewirr aus Gängen und Kavernen im Norden und vor allem im Süden unterhalb der Stadt erstreckten.

Eine Familie hatte er schon lange nicht mehr – und Freunde? Die Kataphilen und anderes lichtscheues Gesindel, das sich unter der Stadt herumtrieb, zählte er ganz sicher nicht zu seinen Freunden.

Für einen Moment zogen die Gesichter der Menschen durch seinen Geist, die ihm etwas bedeuteten. Es waren nicht viele: Am ehesten würde er Jannine als eine Freundin bezeichnen, das katzenhafte Mädchen, das über eine wunderbare Magie verfügte und vermutlich die geschickteste Diebin aller Zeiten war. Sie und ihr Bruder Marcell, der liebenswerte große Junge, der seit Jahren kein Wort mehr gesprochen hatte, waren so etwas wie Freunde für ihn geworden.

Ein anderes Gesicht verdrängte die Geschwister. Ein Gesicht, das nicht in seine Welt passte. Sie war ein Kind des Lichts. Er sah ihr schmales, sonnengebräuntes Gesicht vor sich, umrahmt von goldenen Locken, in denen sich das Sonnenlicht verfang. Sie war eine Schönheit und sie passte ganz sicher nicht in seine lichtlose Welt.

Er versuchte sich einzureden, dass ihn das nicht kümmerte. Dass sie nur irgendein Mädchen war, ein nettes Gesicht, ein oberflächliches Wesen, das ihm nichts bedeutete, doch das wollte ihm nicht gelingen.

Es war nicht fair, ihr das anzutun. Sie gehörte an die Oberfläche. Oberflächlich war sie jedoch ganz sicher nicht. Sie war eine mutige Kämpferin mit einem großen Herzen. Was

hatte sie nicht alles auf sich genommen, weil sie ihn retten wollte?

»Claire«

Léon flüsterte ihren Namen, und der Schmerz, der sein Herz zusammenpresste, war unerträglich. Er durfte nicht an sie denken. Es hatte ihr nur Unglück gebracht – und ihn selbst ins Verderben gestürzt.

Er unterdrückte ein Schaudern, als er an seinen Sturz aus der Kuppel des Observatoriums zurückdachte. Kein Sprung, der ihn sanft zur Erde gleiten ließ, wie er es gewohnt war. Ein rasend schneller Fall, der mit einem schmerzhaften Aufprall auf dem steinernen Boden ein jähes Ende fand, das ihn das Leben gekostet hätte, wäre nicht noch ein Rest Magie durch seinen Körper geflossen. Dennoch war der Schmerz unerträglich gewesen und hatte ihm die Sinne geraubt. Er wusste nicht, wie viele Knochen er sich gebrochen hatte, doch allmählich verheilten die Verletzungen, und er konnte sich fast schmerzfrei aufrichten, um in seinem Gefängnis ein paar Schritte auf und ab zu gehen.

Was ihn mehr quälte als seine Verletzungen, war seine Schuld. Er hatte Claire zurückgelassen. Er hatte das Versprechen, das er ihr gegeben hatte, gebrochen. Das letzte Bild von ihr zeigte ihre erschrockene Miene und den Polizeihund, der nach ihr schnappte. Wie gern hätte er gewusst, ob es ihr gut ging.

Es musste ihr gut gehen. Die Polizei hatte nichts gegen sie in der Hand. Sie war nur ein ganz normales Mädchen, das zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen war. Und das sich in den Falschen verliebt hatte! Zumindest in den Augen des Polizeipräfekten und seines Sohns Adrien.

Léon hatte den Hass und den unversöhnlichen Wunsch nach Rache in Adriens Augen gelesen. Würde er es wagen, sich an ihr zu vergreifen?

Bei diesem Gedanken ballte er die Hände zu Fäusten und

knirschte vor Wut mit den Zähnen. Dennoch gab es nichts, was er hätte tun können, solange er hier auf diesem Dachboden irgendwo in Paris gefangen gehalten wurde.

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Er sah die ersten Sterne durch die beiden Dachfenster, durch die über Stunden so quälend die Sonne hereingeschienen hatte.

Léon hob den Blick und sah sich um. Es war eine Welt der Schatten und Grautöne, doch er konnte jedes Detail erkennen. Seine Magie kehrte zurück und wurde stärker mit jeder Nacht, die verstrich. Léon erhob sich und reckte die Arme. Auch sein Körper wurde kräftiger. Vielleicht gelang es ihm bald, sein Gefängnis zu überwinden und in seine eigene Welt zurückzukehren, wenn sie sich nicht einen neuen Kerker für ihn überlegte.

Sie!

Einige Zeit hatte sie sich Madame de Rivarol genannt, um im Haus des Polizeipräfekten unterzutauchen. Sie, die ihn gefangen hielt. Die große Magierin – Regina Aliénor, die Königin des Lichts.

Sie öffnete die Tür und trat ein. Der Gefangene saß wie so oft in der Mitte des quadratischen Raums, den sie als sein Gefängnis gewählt hatte. Die Nacht war hereingebrochen und brachte ihm Linderung. Sie stärkte ihn, so wie die Sonne des Tages ihn und seine Magie schwächte.

Natürlich hätte sie ihren Gefangenen auch in einen der Keller sperren können. Unter der Erde wäre er noch schneller genesen und seine Schmerzen und Verletzungen vermutlich innerhalb weniger Nächte vergessen gewesen. Doch wollte sie es ihm so einfach machen? Ein boshafes Lächeln umspielte ihre Lippen.

»Nun, Léon, wie geht es dir heute?«

Er regte sich nicht, schenkte ihr nicht einmal einen Blick. Sie spürte, wie der Zorn in ihr aufstieg. Sie stieß ihn mit der Spitze ihres hochhackigen Schuhs in die kaum verheilten Rippen und sah mit Befriedigung, wie er vor Schmerz zusammenzuckte.

»Ich habe dich etwas gefragt. Steh auf und sieh mich an!«

Léon regte sich. Er erhob sich langsam. Er schien es nicht eilig zu haben, ihrem Befehl nachzukommen. Als er seine Lider hob und den brennenden Blick auf sie richtete, spürte sie seine wiedererwachte Kraft.

»Ja? Was wünschen Sie?«, fragte er, als sei er es, der ihr eine Audienz gewährte.

Arroganter Kerl! Das war also das Produkt des Schattens. Kein Wunder, aber sie würde ihm seinen Stolz schon austreiben.

»Nun, wie lautet deine Antwort? Bist du bereit, mir zu dienen und meinen Auftrag auszuführen?«

Léons Blick gefror. »Warum sollte ich?«

»Du meinst, was für dich dabei herauspringt?« Sie schien zu überlegen. »Ich könnte dich am Leben lassen. Ist das nicht ein Angebot?«

Léon ließ sich wieder auf den Boden sinken und wandte den Blick ab. »Nein, keines, das mich reizt. Wenn ich es recht bedenke, bin ich schon viel zu lange auf dieser Welt. So wie Sie auch!«, fügte er hinzu.

Es fiel ihr schwer, ihren aufwallenden Zorn im Zaum zu halten. Am liebsten hätte sie ihn auf der Stelle in einem gleißenden Blitz verglühen lassen, doch so einfach würde er nicht davonkommen.

»Dein Leben ist dir also gar nichts wert?«, hakte sie nach. »Soll mich deine Tapferkeit nun beeindrucken?«

Léon hob lediglich die Schultern und ließ sie wieder fallen.

»Ich soll wohl glauben, du hättest keine Schwachstelle?«,

fuhr sie fort, während sie ihn auf ihren schwarzen Lackpumps umrundete, ohne den Blick von ihm zu wenden.

»Ich nehme an, es ist nicht die Treue zu deinem Meister«, sagte sie nachdenklich. »Ja, vielleicht wäre es dir ganz recht, wenn es mir gelänge, ihn zu vernichten.«

Sie hielt kurz inne und konzentrierte sich auf das gesenkte Haupt zu ihren Füßen. »Ah, du glaubst, die Welt würde dadurch nicht besser?« Sie lachte kalt. »Für dich vermutlich nicht, doch sie würde heller und strahlender werden, wenn dieser verfluchte Schatten von ihr verschwunden wäre.«

Sie umrundete ihn noch einmal, doch Léon reagierte nicht.

»Wenn dir das Wohlergehen deines Meisters nicht am Herzen liegt, wie steht es mit deinen kleinen Freunden dort unten?«

Sie sah, wie sich seine Kiefermuskeln anspannten.

»Die hübsche kleine Diebin ...? Jannine, nicht wahr? Sie ist geschickt, das muss ich ihr lassen. Es war ein Meisterstück, wie sie mir mein Bild aus dem Louvre geholt hat. Sie und dieser stumme Kretin, den sie ihren Bruder nennt? Soll ich sie mir holen? Du dürftest zusehen, wie ich sie ganz langsam zerquetsche.«

Léons Atem war flach. Sie spürte, dass sie einen wunden Punkt berührt hatte.

Er ließ ganz langsam den Atem entweichen, dann sah er sie an. »Sie müssten Jannine und Marcell erst einmal kriegen«, sagte Léon mit einem Hauch von Verachtung. »Das dürfte Ihnen schwerfallen, jetzt, nachdem die beiden gewarnt sind. Soweit ich weiß, können Sie die Welt des Schattens nicht betreten.«

Nun war es an ihr, ihre Gefühle zu beherrschen, um ihm nicht den Triumph eines Treffers zu gönnen. Sie blieb stehen und überlegte, dann lächelte sie breit.

»Gibt es nicht noch jemand anderes, den du nicht gern leiden sehen möchtest? Claire!«

Sein Zusammenzucken war eine Genugtuung für sie. Nun hatte sie ihn, wo sie ihn haben wollte. Das war ihr Druckmittel, mit dem sie ihn zu allem zwingen konnte, was sie begehrte.

Sie beugte sich ein wenig herab und hauchte noch einmal ihren Namen in sein Ohr.

»Claire, das süße, unschuldige Ding. Wie heldenhaft du sie vor meinem magischen Feuer beschützt hast. Wäre es nicht grausam gewesen, das hübsche Gesicht von Brandwunden entstellt, das blonde Haar verkohlt? Doch das nächste Mal wirst du nicht zur Stelle sein!«

Sie spürte seinen Schmerz und die Angst, die in ihm keimte und ihn gefügig machen würde.

»Ich gebe dir noch ein wenig Zeit, über deine Antwort nachzudenken.«

Sie wandte sich ab und trat durch die Tür. Er hörte, wie der Riegel von außen vorgeschoben wurde. Dann entfernten sich ihre klappernden Absätze und er blieb in der Dunkelheit und Stille zurück. Doch Ruhe konnte er nun nicht mehr finden. Er musste etwas unternehmen.

Sie saß an ihrem Schreibtisch und starrte aus dem Fenster. Die letzten Sonnenstrahlen der kalten Dezembersonne ließen die Spitze des Eiffelturms erglühen und verwandelten die Wolken am Horizont in Feuer. Nur einen Augenblick lang, dann verblassten sie. Der Himmel verlor sein kräftiges Blau, wurde gläsern und dann grau. Claire atmete flach. Wie so oft in letzter Zeit kam es ihr vor, als bekäme sie keine Luft mehr, als müsse sie in geschlossenen Räumen ersticken.

Claire sprang auf, riss das Fenster weit auf und beugte sich

über die Brüstung. Der Abendwind fuhr in ihre Locken und sie sog die kalte Luft tief in ihre Lungen. Ihr Blick glitt über die Dachterrasse des elterlichen Penthouse und verlor sich über der Weite der Dächer von Paris.

Wieder einmal kam es ihr vor, als würde sie ihren Körper in ihrem Zimmer zurücklassen. Ihr Geist flog davon. Er schraubte sich in den Abendhimmel und glitt unter den Wolken hinweg, bis die Sterne über ihm zu funkeln begannen und im Osten der bleiche Mond aufging.

»Léon«, hauchten ihre Lippen. Sein Bild war wie immer in ihrem Geist, auch wenn sie fürchtete, die Erinnerungen könnten verblassen. Was, wenn sie sich eines Tages nicht mehr an sein Gesicht erinnern würde? An seine schwarzen Augen, an seinen zärtlichen Blick, an den Schwung seiner Lippen, die schmalen Wangen, das kantige Kinn? An seinen wundervollen Körper, seine warme Haut. Wenn sie seinen Duft nicht mehr würde riechen und seine Finger nicht mehr auf ihrer nackten Haut würde spüren können? Was, wenn sie seine Küsse vergessen würde? Was wäre ihr Leben dann noch wert?

Wann immer sie allein war, versuchte sie sich an jedes Detail ihrer Begegnungen zu erinnern, um sie unauslöschlich in ihren Geist einzubrennen. An die Nacht der Party in der Salle Z. Die Stimme an ihrem Ohr. Die warme Hand in der ihren, die sie durch die Finsternis der Höhlengänge zum Ausgang führte. Dann der Tag in Notre-Dame, als er sie gerettet und in seinen starken Armen gehalten hatte. – *Nachdem er sie zuvor vom Turm gestoßen hatte!*

Nein, dieses Detail war nicht wichtig.

Der Tag, an dem sie sich auf die Suche nach ihm gemacht hatte. Der Tag, an dem er sie in sein geheimes Versteck mitgenommen hatte. Noch immer kam ihr diese Höhle wie ein Ort aus einem Märchen vor, doch er war echt. Léon hatte sich diesen Rückzugsort eingerichtet mit all den Büchern, Schätzen und dem Flügel, auf dem sie gespielt hatte. Viel-

leicht hatte die Musik seine Gefühle entfesselt. Es schauderte Claire am ganzen Körper, als sie daran dachte, wie es weitergegangen war. Seine Lippen auf den ihren. Seine Hände auf ihrer Haut. Und dann ...

Sie stöhnte. Der Schmerz der Erinnerung war überwältigend. Würde sie je wieder wollen, dass ein Mann sie auf diese Weise berührte? Würde sie sich jemals wieder mit einem anderen Körper so vereinen können wie in dieser Nacht mit Léon?

Claire konnte sich das nicht vorstellen. Alles in ihr war düster, leer und grau. Sie stand im Dunkeln am Fenster und starrte in den Nachthimmel. Doch obwohl die Sterne funkelten und der Mond seine Bahn zog, konnte sie für sich kein Licht erkennen.

Unvermittelt klopfte es an ihrer Zimmertür. Sie zuckte zusammen. Die Klinke senkte sich herab und die Tür ging auf.

Claire erahnte die Gestalt, obgleich sie sich nicht umdrehte. Der Hauch von Parfum, der sie umwehte, verriet ihre Mutter.

»Claire? Was ist los? Warum stehst du hier im Dunkeln?«

Das Licht wurde eingeschaltet. Es war in ihren Augen so grell, dass sie blinzelte. Langsam drehte sie sich um. Sie wusste, dass ihre Mutter sie nur noch hartnäckiger bedrängen würde, wenn sie sie ignorierte.

»Was gibt es?«, erkundigte sie sich so freundlich wie möglich, doch es klang selbst in ihren Ohren schroff.

Ihre Mutter hob die Schultern. »Ich wollte nur nach dir sehen. Du hast kaum etwas gegessen und bist gleich wieder in deinem Zimmer verschwunden.«

Claire lag ein patziger Kommentar auf der Zunge, doch sie verbiss ihn sich. Ihre Mutter war nicht schuld an ihrer Lage, doch sie würde ihr auch keinen Trost spenden können. Das konnte niemand. Alles war verloren. Léon war tot und niemand würde ihn wiedererwecken können.

Louise Nicolas mühte sich um ein tapferes Lächeln. Sie hob die Arme und trat einige Schritte näher.

»Es ist wegen Adrien, nicht wahr?«

Claire spürte, wie ihre Miene zu Eis gefror. Adrien! Sie wollte diesen Namen niemals wieder hören, nach allem, was er ihr angetan hatte.

»Ich verstehe dich. Es ist schrecklich, wenn die erste Liebe so zu Ende geht. Du warst so glücklich. Aber vielleicht wird nach den Ferien alles wieder gut? Ihr müsst miteinander reden und euren Streit überwinden.«

Sie hatte ja keine Ahnung! Ja, ihre erste Liebe war zu Ende gegangen, doch kein Streit hatte ihr den Liebsten entrissen. Der Tod hatte ihn ihr genommen!

»Soll ich die Charrons noch vor Weihnachten zum Abendessen einladen? Dann habt ihr vielleicht Gelegenheit, euch auszusprechen, und müsst nicht bis nach den Ferien warten?«

»Nein!« Das Wort gellte selbst in ihren Ohren viel zu laut.

Ihre Mutter wich einen Schritt zurück. »Dann nicht. Das ist deine Entscheidung. Ich will dich nicht drängen. Es sollte nur ein Angebot sein.«

Claire wurde plötzlich bewusst, wie traurig ihre Mutter aussah. Auch an ihr waren die vergangenen Wochen nicht spurlos vorbeigegangen.

Hilflos ließ sie die Arme sinken. »Ich würde dir so gerne helfen. Ich kann es nicht ertragen, dich so leiden zu sehen. Es bricht auch mir das Herz. Ich weiß nicht, was passiert ist, aber du schließt uns aus deinem Leben aus und stößt uns von dir. Auch dein Vater leidet mit dir, doch er wagt es kaum mehr, dich anzusprechen. Wir sind doch eine Familie. Ich weiß, dass du mit deinem Kummer selbst klarkommen musst. Das gehört zum Erwachsenwerden dazu, aber wir sind immer für dich da. Vielleicht würde es dir helfen, wenn du mit uns darüber redest.«

Nein! Niemals!, dachte sie. Wie hätte sie mit ihren Eltern

über Léon reden können? Dennoch rührte sie der Schmerz ihrer Mutter. Claire sah auf. Eine Träne rann über Louises Wange.

Plötzlich hoben sich ihre Arme wie von selbst. Claire stürzte durch den Raum auf ihre Mutter zu, die sie in ihren Armen auffing. Claire spürte, wie auch ihr Tränen in die Augen schossen. Ein Schluchzen schüttelte ihren Körper, und dann weinte sie zusammen mit ihrer Mutter, die nicht einmal wusste, um wen sie weinten. Doch das war in diesem Augenblick gleichgültig.

So standen sie eng umschlungen da. Sie hörten nicht die leisen Schritte auf der Treppe und bemerkten auch nicht die Gestalt, die sich der Zimmertür näherte.

Thomas Davidson blieb stehen und sein Blick ruhte einige Augenblicke auf seiner Frau und seiner Tochter. Dann wandte er sich ab und stieg so geräuschlos, wie er gekommen war, die Treppe wieder hinunter.

Tief unter den südlichen Arrondissements von Paris lief Jannine durch die alten Steinbruchkavernen und Höhlengänge. Sie war klein und beinah schwächig. Ihr Gesicht war schmal, das dichte schwarze Haar trug sie zu einem Pagenkopf geschnitten.

Sie wirkte jung. Doch sie hatte das Leben bereits nicht nur von seiner Sonnenseite kennengelernt und wusste ganz genau, was sie wollte. Zumindest im Normalfall. Seit dem Vorfall am Observatorium jedoch fühlte sich Jannine seltsam entwurzelt. Ihre finstere Welt, die ihr immer so tröstlich vertraut erschienen war, war eine andere geworden. Ihr war gar nicht bewusst gewesen, wie sehr Léon zu ihrem Leben

gehört hatte. Nun war er verschwunden. Vermutlich tot. Es war, als habe er sich nach dem Sturz einfach in Luft aufgelöst. Keiner wusste etwas Genaues. Jannine hatte ihn fallen sehen. Das furchtbare Geräusch des Aufpralls verfolgte sie seitdem. Dann hatte das helle Licht der Angreiferin den Meister in seine Schattenwelt zurückgetrieben. Er hatte Jannine und Marcell mit sich genommen. Von Léon aber war nichts geblieben außer sein Blut auf den Steinen am Fuß des Turms.

Vermutlich war er gestorben, als die Magie in ihm verlosch. Vielleicht hatte die Zeit ihn eingeholt, und sein Körper war innerhalb weniger Augenblicke zu Staub zerfallen wie all die anderen Körper, die aus seiner Zeit stammten. Wie lange hatte er gelebt? Jannine überlegte, was sie von ihm wusste. Es mussten mehr als 150 Jahre vergangen sein, seit der kleine Léon irgendwo in Paris das Licht der Welt erblickt hatte. Eine lange Zeit. Dennoch kam es ihr vor, als wäre er viel zu früh abgerufen worden.

»Du fehlst mir, mein Freund«, wisperte sie in die Leere, die sie umgab.

Die Felsen um sie flackerten in dem rötlichen Licht, das sie stets begleitete. Das war ihre Magie. Die Erde war ihre Verbündete, Steine, Sand und Wasser ihre Freunde, die auf ihre Stimme hörten. Jannine verstärkte das Leuchten um sich und sah sich suchend in der weitläufigen Kaverne um, die zu den Steinbrüchen gehörte, die sich bereits im Mittelalter durch den Kalk in die Tiefe gefressen hatten – damals noch im Süden vor den Stadtmauern von Paris. Hier in den Carrières waren die wertvollen Steinquader zum Bau von Kirchen, Klöstern und Adelspalästen gebrochen worden.

»Marcell?«

Noch während sie sich um ihre eigene Achse drehte, wusste sie, dass ihr Bruder nicht da war. Er hatte sich unbemerkt davongeschlichen. Schon wieder.

Jannine seufzte leise. Es war nicht das erste Mal seit je-

nem Tag. Marcell schien Léons Verschwinden gar noch mehr aus der Bahn geworfen zu haben als sie selbst. Daher hatte Jannine eine Ahnung, wo sie ihn finden würde. Sie machte sich auf den Weg. Mit schlafwandlerischer Sicherheit fand sie ihren Pfad durch das Gewirr von Gängen und Treppen. Das Leuchten der Steine begleitete sie.

Plötzlich blieb Jannine stehen. Sie konzentrierte sich kurz und das Licht um sie verlosch. Ein anderer Lichtschein vor ihr hob sich ganz deutlich von der alles beherrschenden Finsternis hier unten ab. Dort vorne in der Kaverne, die um die nächste Biegung lag, brannten Lampen. Es waren auch Stimmen zu hören. Jannine runzelte ärgerlich die Stirn. Wenn sie nicht einen großen Umweg in Kauf nehmen wollte, musste sie die Höhle dort vorne durchqueren. Sie wusste genau, wer dort war, und sie verspürte keine Lust auf eine Begegnung mit denjenigen. Genauso wenig wollte sie sich von den Kataphilen von ihrem Weg abbringen lassen. Vermutlich waren sie eh zu betrunken oder in ihrem Drogenrausch gefangen, um sie überhaupt zu bemerken. Sie setzte ihren Weg fort, doch sie irrte sich. Zwar war Mathis wie so oft im Drogenrausch und saß nur abwesend lächelnd auf dem Boden. Josette, die spindeldürre Frau mit den Dreadlocks, war betrunken und kicherte unaufhörlich, während sie Mathis immer wieder in die Seite stieß. Der riesenhafte Hüne, der sich Scorpion nannte, schien dagegen hellwach und hob den Kopf, als Jannine die Höhle betrat.

»Sieh an, Besuch«, sagte er.

Der blonde Mann, der ein Stück weiter gegen schrilles Graffiti gelehnt saß, schreckte auf. »Ist Sabatier schon wieder auf der Jagd?«

Scorpion hob beruhigend die Hände. »Setz dich wieder, Clement. Es ist keine Patrouille der E.R.I.C., die uns vertreiben will. Die hätten wir rechtzeitig gehört. So leise schleicht sich nur Jannine durch die Dunkelheit, nicht wahr?«

»Quatsch«, lallte Josette. »Der unheimliche Léon schwebt hier auch wie ein Geist herum. Aber den habe ich schon seit Wochen nicht mehr gesehen.«

Jannine spürte Scorpions durchdringenden Blick auf sich. »Das stimmt. Wo treibt sich dein Freund denn herum? Er wird doch nicht weggezogen sein? Hat er sich eine bessere Bleibe gesucht als unsere dreckigen, kalten Höhlen?«

Jannine hatte keine Lust, mit den Kataphilen über Léon zu reden oder gar über sein tragisches Ende, daher zuckte sie nur mit den Schultern.

»Sie ist nicht seine Freundin«, mischte sich plötzlich Zoé ein und schüttelte ihre braune Mähne. Auch sie war offensichtlich nicht mehr ganz nüchtern.

»Das ist doch diese Blonde, die hier mal runterkam, um ihn zu suchen.«

»Der Engel«, nuschelte Mathis, der offensichtlich doch noch etwas von seiner Umgebung mitbekam.

»Ja, die kleine Prinzessin«, stimmte Scorpion zu. »Claire! Was ist mit ihr?«

»Ihr geht es gut, soweit ich weiß«, erwiderte Jannine gepresst. In ihrer Erinnerung sah sie Claire an der geöffneten Luke in der Kuppel des Observatoriums stehen, während Léons Körper auf den Boden zuraste.

Abrupt wandte sie sich ab, durchquerte die Höhle und verschwand auf der anderen Seite in der Dunkelheit.

»He, was hast du?«, rief Scorpion ihr nach. »Du könntest wenigstens Auf Wiedersehen sagen, Schwester!«

Jannine beschleunigte ihre Schritte. Erst als sie die Stimmen der Kataphilen nicht mehr hören konnte, ließ sie die Steine wieder leuchten, die ihr den Weg durch die Finsternis wiesen.



Kapitel 2

Die Ratte

Wieder war ein Tag vergangen und er saß nur da und konnte nichts tun. Léon hatte jeden Quadratzentimeter seines Gefängnisses untersucht. Es gab für ihn kein Entkommen. So einfach würde es ihm seine Kerkermeisterin nicht machen. Also blieb ihm nichts weiter zu tun, als sich einen Platz zu suchen, an dem ihn das Sonnenlicht nicht erreichte, und zu hoffen, dass seine Magie so stark werden würde, dass es ihm irgendwann gelang, sich ihr zu widersetzen.

Als es Nacht wurde, erregte ein kaum hörbares Rascheln seine Aufmerksamkeit. Léon konzentrierte sich auf das Geräusch, bis sich ein Bild in seinem Kopf bildete. Nur eine Ratte.

Eine Ratte?

Er war plötzlich hellwach. Wo war das Tier? Draußen zwischen den Dachbalken? Oder war es ihm gelungen, in sein Gefängnis einzudringen?

Kleine Füße tippelten über den Boden. Léon fuhr herum. Tatsächlich! Dort in der dunkelsten Ecke hielt der pelzige Nager inne und richtete sich auf die Hinterbeine auf. Er schnüffelte nach allen Richtungen und machte sich dann auf den Weg zu der Schüssel, in der es noch einen Rest von Léons kärglichem Mahl gab.

Eine Ratte. War das die Lösung? Vielleicht. Léons Gedanken begannen zu rasen. Seine Magie gab ihm die Kraft über die Elemente, über Steine und Erde, über Wasser und Feuer und über die Dunkelheit. Mit Tieren hatte er sich bisher nie befasst. Das war eher Jannines Spezialgebiet. Dennoch wäre es einen Versuch wert. Seine Hand glitt zu dem Lederband um seinen Hals, an dem zwei rot schimmernde Steine befestigt waren, die unter seinen Fingern warm zu pulsieren begannen.

Er fokussierte seine Gedanken auf die Ratte.

Komm zu mir, lockte er. Ja, sei ein braves Tier und komm her. Ich tu dir nichts.

Er spürte, wie die Ratte stutzte. Sein Ruf hatte sie erreicht, doch sie zögerte. Ratten waren schlauer, als die meisten vermuteten.

Léon sammelte alle seine magischen Kräfte, die ihm noch verblieben waren. Da wandte sich das Tier um und sprang über den Boden auf ihn zu. Erwartungsvoll blieb es vor ihm sitzen und sah ihn aus seinen schwarzen Knopfaugen an.

Léon streckte die Hand aus und berührte das Tier mit dem Finger. Es blieb sitzen und rührte sich nicht. Sacht streichelte er ihm über den Rücken.

Ich bitte dich, etwas Wichtiges für mich zu tun, dachte er, während sein Geist den der Ratte festhielt. Er griff an seinen Hals und löste das Lederband mit den beiden roten Steinen.

Du musst einen dieser Steine zu meinen Freunden bringen!, drängte er weiter.

Für einen Moment hatte er Claires Gesicht vor Augen, doch er verdrängte es rasch. Nein! Sie hatte schon genug durchgemacht. Er wollte sie da nicht wieder hineinziehen. Außerdem war es zu gefährlich. Die Lichtkönigin war eine Gegnerin, deren Macht sicher der des Schattens ebenbürtig war.

Léon konzentrierte sich stattdessen auf Jannines Bild.

Such sie!, bat er eindringlich. *Bring ihr diesen Stein. Sie wird mich finden.*

Die Ratte sah zu ihm auf. Er glaubte, Verwirrung zu spüren.

Du fragst dich, wo du sie finden kannst?

Léon überlegte. Er hatte nur eine grobe Ahnung, wo er sich momentan befand. Daher war es schwierig, dem Tier eine genaue Route vorzugeben.

Frag deine Brüder und Schwestern, dachte er. *Krieche auf der Südseite der Seine in die alten Steinbrüche hinab und suche nach der Frau, die die Steine leuchten lässt. Sie wird dir nichts tun. Sicher belohnt sie dich großzügig.*

Noch immer rührte sich die Ratte nicht und sah ihn unverwandt an. Hatte sie seine Worte verstanden? Léon war sich nicht sicher.

Er hob den Stein an seine Lippen und spürte seinen Pulsschlag, der ihn heller flackern ließ. Dann riss er ein Stück Stoff von seinem Hemd ab, wickelte den Stein darin ein und band ihn der Ratte um den Hals. Den anderen Stein legte er sich wieder um seinen Hals. Noch einmal strich er der Ratte sanft über das Fell.

Und nun lauf! Pass auf dich und deine wertvolle Fracht auf und lass dich von keinem anderen fangen. Viel Glück!

Die Ratte fixierte ihn noch einen Augenblick, dann machte sie einen Satz und tippelte in die Ecke zurück, von wo sie gekommen war und wo es irgendwo einen Durchschlupf geben musste, der ihr den Weg in die Freiheit ermöglichte.

Die Sonne war bereits aufgegangen, als die Lichtkönigin zu ihrem Gefangenen zurückkehrte. Sie brachte ihm eine karge

Mahlzeit und ein wenig Wasser. Ohne ihn anzusehen, blieb sie mitten im Raum stehen und runzelte ihre glatte Stirn. Ihr Blick wanderte zu Léon.

»Irgendetwas ist geschehen«, sagte sie. Sie trat einen Schritt näher und beugte sich herab. Ihre langen, manikürten Fingernägel krallten sich in seine Schulter. Sie schien nachzudenken. »Gibt es etwas, das du mir sagen solltest?«

Léon schwieg und konzentrierte sich darauf, seinen Geist vor den bohrenden Gedanken der Magierin zu verschließen.

»Ist das etwa Hoffnung, die ich da spüre?«, wollte sie wissen. Sie ließ ihn los, entfernte sich einige Schritte von ihm und wandte sich ihm dann wieder zu. »Woher dieser Sinneswandel?«

Ihr Blick umklammerte ihn.

»Du bist stärker geworden«, sagte sie nachdenklich. »Vielleicht zu stark. Das können wir ändern, glaube mir. Du wirst mich schon bald um Gnade anflehen! Ich rate dir, rufe nach deinem Meister. Vielleicht kommt er, um dir zu helfen.«

Das würde Ihnen so passen, dachte Léon. Ihn auf Ihrem Gebiet in Ihre Falle locken. So dumm wird er nicht sein. Das kann er gar nicht. Er ist an die Unterwelt gebunden.

Nun war es an Léon, nachdenklich die Stirn zu runzeln.

Wenn sie ernsthaft glaubte, der Schatten könne versuchen, ihn zu befreien, musste das Haus an einem der wenigen Tore errichtet worden sein, die die Unterwelt mit der Welt des Lichts verbanden. Orte wie das Observatorium oder Notre-Dame.

Léon überlegte, ob ihm noch weitere einfielen.

Tod und Leben. Licht gegen Finsternis. Wo hatte sie ihn hingebraucht? Er musste es herausfinden. Doch zuerst musste er sich darauf konzentrieren, seine Gedanken vor ihr geheim zu halten, was nicht einfach sein würde.

Jannine betätigte den Mechanismus der Geheimtür, die eine Steinplatte zu Seite gleiten ließ. Licht flutete ihr entgegen. Sie trat rasch ein und verschloss den Zugang wieder. Sie musste nicht lange suchen. Wieder einmal saß Marcell auf dem Hocker vor dem Flügel. Seine großen Hände ruhten auf den Tasten aus Elfenbein, doch die Saiten schwiegen. Jannine fing seine sehnsüchtigen Gedanken auf. Wie gern würde er dem Flügel seine wundervolle Musik entlocken, doch das stand nicht in seiner Macht. Daher saß er nur da und betrachtete ihn ehrfurchtsvoll.

»Was machst du schon wieder hier?«, erkundigte sich Jannine. Ihre Stimme klang ein wenig vorwurfsvoll. Um ihr die Schärfe zu nehmen, legte sie sanft ihre Hände auf seinen Arm.

Sie streckte die Hand aus und drückte ein paar Tasten. Leise Töne erhoben sich, umhüllten sie und schwebten durch die Höhle davon.

»Ich kann leider auch nicht spielen.«

Claire kann spielen, sagten seine Hände, und Jannine fragte sich, woher er das wusste.

Sie sind weg. Léon und Claire sind weg, fuhr er fort. Der Schmerz stand ihm ins Gesicht geschrieben. Seine Augen glänzten.

»Ich vermisse ihn auch, aber ich fürchte, wir müssen uns beide an den Gedanken gewöhnen, dass Léon nicht zurückkommen wird. Er ist tot.«

Eine starke Welle voller Abwehr ließ Jannine zurückweichen.

»Er war auch mein Freund, aber wir müssen uns damit abfinden.«

Marcell schüttelte heftig den Kopf.

»Was haben wir für eine Alternative?«

Marcells Gesicht geriet in Bewegung. Seine Hände sprachen so schnell, dass Jannine gar nichts verstand. Ihre Finger schlossen sich um seine. »Langsam! So verstehe ich nichts.«

Marcell wiederholte seine Gedanken langsam und sehr eindringlich. Doch obwohl sein Geist und seine Hände dasselbe sagten, schüttelte Jannine verwirrt den Kopf. Das ergab keinen Sinn.

»Wir können Léon nicht retten«, sagte sie sanft. »Du hast selbst gesehen, wie er abgestürzt ist. Die Lichtzauberin hat ihm seine Magie geraubt und ihn sterblich gemacht. Daran lässt sich nichts mehr ändern.«

Marcell schüttelte noch einmal den Kopf und wiederholte seine Forderung. Seine Hand verschwand in seiner Hosentasche. Er zog einen kleinen Gegenstand hervor und legte ihn seiner Schwester in die Hand. Jannine erkannte den blutroten magischen Stein.

»Wo hast du den her?«, wollte sie wissen. »Ich habe seit Léons Flucht keinen mehr von ihnen gesehen.«

Marcells Hände gestikulierten wieder wild. Jannine hatte Mühe, seiner Erklärung zu folgen.

»Eine Ratte? Du hast ihn einer Ratte abgenommen, die den Stein in einem Stück Stoff um den Hals gebunden hatte?«

Marcell nickte und deutete auf die Geheimtür.

»Dort draußen hast du sie erwischt? Was hast du mit ihr gemacht?«

Ich habe ihr ein paar Nüsse gegeben. Die Ratte war ihm nicht wichtig erschienen. Er hatte ihr das Päckchen abgenommen und sie ihrer Wege ziehen lassen.

Jannine sah auf den Stein herab. »Siehst du das? Er leuchtet noch immer.«

Marcell berührte ihn zaghaft mit dem Zeigefinger.

Das Licht im Innern des Kristalls erzitterte. Jannine stieß einen überraschten Schrei aus. »Er funktioniert noch. Spürst du seine Wärme?«

Marcell nickte eifrig.

Sie hob ihn in die Luft und drehte sich im Kreis. »Das Signal ist schwach, aber es kann uns die Richtung weisen.«

Die beiden sahen einander an. Über Jannines Gesicht breitete sich ein Lächeln aus. »Weißt du, was das bedeutet?«

Marcell grinste breit. Er ahmte das Gebrülle eines Löwen nach.

Jannine nickte. »Ja, ich denke du hast recht. Unser Freund Léon ist noch irgendwo dort draußen – und er lebt.«

Marcell nahm ihr den Stein aus der Hand und ging entschlossen auf die Geheimtür zu.

»Halt, was hast du vor?«

Sie wusste es, noch ehe seine Hände es ihr sagten.

»Ja, natürlich will ich auch Léon wiederfinden«, sagte sie, während sie zu ihrem Bruder eilte und seinen Arm ergriff. »Aber wir dürfen nichts überstürzen. Wenn Léon bis heute nicht zu uns zurückgekommen ist und uns stattdessen diesen Stein schickt, dann heißt es, dass er nicht selbst kommen kann.«

Marcell verzog das Gesicht und machte das Zeichen für Schmerz.

Jannine hob die Schultern. »Du glaubst, dass er noch immer zu schwer verletzt ist und deshalb nicht kommt?« Sie überlegte. »Ich weiß nicht. Ist es nicht wahrscheinlicher, dass ihn irgendjemand daran hindert?«

Marcell legte die Arme um seinen Leib und tat so, als zittere er.

»Der Schatten?« Jannine kaute auf ihrer Lippe. »Das ist möglich. Er zürnt Léon wegen des Mädchens. Er gibt vermutlich Léon die Schuld, dass es der hellen Zauberin gelungen ist, ihn anzugreifen. Ja, vielleicht hat er Léon in seiner Gewalt und hält ihn gefangen.«

Marcell nickte und streckte seinen Arm nach dem unscheinbaren Metallhaken aus, der den Mechanismus der Geheimtür in Bewegung setzen würde.

»Halt!«, rief Jannine. »Wir dürfen nicht so einfach losstürzen. Sonst sind wir die Nächsten, die in eine Falle laufen. Wir

müssen gut planen und Erkundigungen einziehen, bevor wir etwas machen, das wir ganz schnell bereuen.«

Sie sah in Marcells Gesicht, dass er mit ihren Worten nicht einverstanden war. Jannine legte die Arme um ihn und barg ihr Gesicht an seiner Schulter. »Wir lassen unseren Freund nicht im Stich, das verspreche ich. Aber lass es mich auf meine Weise machen.«

Marcell streichelte etwas unbeholfen ihren Rücken. Seine Miene war noch immer abweisend. Er liebte Jannine über alles und vertraute ihr, doch die Aussicht, erst einmal untätig abzuwarten, gefiel ihm gar nicht.

Es war längst Nacht, als sich das ihm inzwischen vertraute Geräusch der klappernden Absätze auf der Treppe näherte. Léon beendete die Übungen zur Kräftigung seines Körpers, die er so häufig wie möglich absolvierte. Nun aber nahm er in der Mitte der Dachbodenkammer Platz und verschränkte abwartend die Arme.

Die Lichtkönigin trat ein und positionierte sich abwartend vor ihn. Léon sah sie nicht an, doch er spürte, dass etwas an ihr verändert war. Sie strahlte eine Zuversicht aus, die ihn erschreckte. Nun hob Léon doch den Blick und bemerkte, dass sie ungewöhnlich heiter wirkte.

»Es ist alles vorbereitet«, sagte sie.

Der triumphierende Tonfall versprach nichts Gutes.

»Ich nehme an, meine Vorbereitungen sind dir nicht entgangen?«

Léon neigte den Kopf. »Ich bin nicht taub, Madame.«

Ihr Lächeln wurde noch eine Spur breiter. »Das habe ich auch nicht angenommen.«

Er hatte keine Ahnung, was das stundenlange Klopfen und Schaben auf dem Dach gleich hinter der Wand zu bedeuten hatte, doch er fragte nicht nach.

»Komm, steh auf, wir gehen«, sagte die Magierin.

Léon überlegte, ob er sich widersetzen sollte, folgte dann aber ihrer Aufforderung. Vielleicht würde sich eine Möglichkeit zur Flucht ergeben, wenn er diesen magisch gesicherten Raum erst einmal verlassen hatte.

»Mach dir keine Hoffnung«, riet sie. »Wir gehen nicht weit. Nur nach nebenan. Ich habe dir ein neues Quartier eingerichtet.«

Sie hielt ihm die Tür auf und Léon schritt hindurch. Auf der anderen Seite des Korridors, der zur Treppe führte, stieß sie eine weitere Tür auf. Vertrautes Nachtlicht flutete herein, doch irgendetwas war auch fremd. Er schritt auf die Öffnung zu. Léon dachte noch darüber nach, was ihn so irritierte, als ihn ein magischer Stoß so stark in den Rücken traf, dass er einige Schritte vor stolperte. Als er sich wieder fing, erkannte er, was an dieser Nacht verkehrt war. Er stand zwar unter dem Nachthimmel, an dem die Sterne blinkten und ein abnehmender Mond seine Bahnen zog. Er sah die Wolken, die sich vom Nachtwind getrieben vor die Sterne schoben, um sie kurz darauf wieder freizugeben. Doch er spürte nicht den kühlenden Hauch auf seiner Haut, denn statt fester Wände trennte ihn nun eine Pyramide aus Glas von der Freiheit draußen.

Léon hatte keine Ahnung, wie Regina Aliénor das in den wenigen Tagen geschafft hatte, doch der Zweck dieses neuen Gefängnisses war ihm erschreckend klar. Es war ihm nicht gelungen, seine wiedererwachten Kräfte vor ihr zu verbergen, und nun fürchtete sie – wohl zu Recht –, ihr Gefangener könne so stark werden, dass es ihm gelingen würde, ihr zu entweichen. Dem wollte sie entgegentreten, indem sie ihn schwach und gefügig hielt.

Eine Kerkermeisterin wie sie musste dazu nicht zu Peitschen oder Folterinstrumenten greifen. Sie verfügte über andere Mittel. Sie war die Königin des Lichts und die Sonne war ihre Verbündete.

Léon sah sich beunruhigt in seinem neuen Gefängnis um. Glas, Glas und noch mehr Glas von allen Seiten, nur mit ein paar Metallstreben verbunden, aber so fest und unzerbrechlich, dass er selbst mit einem Stein oder einer Eisenstange nichts hätte ausrichten können.

Léon ließ sich zu Boden sinken. Ihm war klar, was ihn erwartete. Er musste sich zusammenreißen, um sich von dem Schrecken, den diese Aussicht für ihn hatte, nicht lähmen zu lassen. Er brauchte die Nacht. Er musste jede Minute nutzen, um seine Kräfte zu sammeln. Sie waren das Einzige, was ihm helfen konnte, wenn die Sonne erst einmal aufging.

Es war der Tag vor Weihnachten.

Früher hatte Claire das größte Fest des Jahres stets mit freudiger Spannung herbeigesehnt. Heute fürchtete sie sich vor der Familienidylle, die ihr am Morgen nach der Weihnachtsmesse bevorstand. Sie würde ihre Geschenke auspacken, freundlich lächeln und sich bedanken und versichern, wie sehr sie sich freue, selbst wenn ihr Inneres noch immer kalt und leer war. Und dann fünf Tage Ski fahren, wo sie ihren Eltern nicht entkommen konnte. Immer diese besorgten Blicke. Wenigstens hatten die bohrenden Fragen nachgelassen, doch es schien Claire, als könne sie die stummen Bitten an ihrer Stirn ablesen.

Claire hielt es in ihrem Zimmer nicht länger aus. Ihr fiel ein, dass sie nicht einmal ein Weihnachtsgeschenk für ihre

Eltern besorgt hatte. In ihrem Kopf war einfach kein Platz mehr für solche alltäglichen Gedanken. Das schlechte Gewissen regte sich. Noch waren die Läden geöffnet. Vielleicht fand sie eine Kleinigkeit, die ihren Eltern gefallen würde.

Claire lief die Treppe hinunter, schlüpfte in ihre Jacke und schlug die Wohnungstür zu. Draußen war es kalt. Vielleicht würde es schneien. Sie schlug den Kragen hoch und eilte die Straße entlang auf die Metrostation zu, als ein Mann plötzlich aus einer Einfahrt trat und ihr den Weg versperrte.

Claire erschrak so, dass sie einen spitzen Schrei ausstieß. Dann erst erkannte sie ihn, doch das beruhigte sie nicht im Mindesten. Was hatte Onkel Cato hier vor ihrem Haus zu suchen und was wollte er von ihr?

»Bonjour, Monsieur«, presste sie hervor. Ihr fiel ein, dass sie gar nicht wusste, wie er mit Nachnamen hieß. Sie wusste nur, dass Adrien ihn Onkel Cato nannte.

Allein der Gedanke an Adrien ließ Übelkeit in ihr aufsteigen. Er und sein Vater, der Polizeipräfekt von Paris, waren die beiden Personen, die sie in ihrem Leben nie wieder sehen wollte. Und Onkel Cato gehörte auch nicht gerade zu den sympathischsten Mitmenschen, auch wenn er sie damals mit Léons Jacke hatte entwischen lassen, bevor die Suchhunde der Polizei die Jacke benutzen konnten, um Léon aufzuspüren. Allerdings verstand sie noch immer nicht, warum er das getan und den Zorn des Präfekten auf sich gezogen hatte.

»Bonjour, Mademoiselle Claire«, grüßte er zurück. »Wie schön, dass wir uns hier so zufällig über den Weg laufen.«

Claire bezweifelte, dass es sich um einen Zufall handelte. Was aber könnte er von ihr wollen? Wenn er von Adrien geschickt worden war, dann war sein Weg umsonst. Doch er erwähnte seinen Neffen gar nicht. Er plauderte lediglich Belangloses, wobei er noch zwei Schritte näher herantrat. Er erwähnte weder die Vorfälle in der Villa des Präfekten noch die

Verfolgungsjagd durch die Katakomben bis zum Observatorium mit ihrem dramatischen Ende. Und auch ihr – nur kurzer – Aufenthalt im Gefängnis kam nicht zur Sprache. Claire war verwirrt.

Was um alles in der Welt wollte er von ihr?

Er trat noch näher und hob den Arm. Ehe Claire zurückweichen konnte, umschlossen seine Finger ihre Hand. Sie zuckte zusammen. Ihre Haut prickelte unter der Berührung.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte er in so eindringlichem Ton, dass Claire Mühe hatte, ihre Tränen zurückzuhalten. Sie setzte eine abweisende Miene auf, doch sie hatte das Gefühl, dass sie ihn nicht täuschen konnte.

»Sie haben viel mitgemacht«, fuhr er mit einer Besorgnis in der Stimme fort, derer sie ihn nicht für fähig gehalten hatte. Ohne es zu wollen, schossen wieder die Bilder jener schrecklichen Nacht durch ihren Kopf.

Noch immer lag seine Hand auf der ihren. Sie wollte, dass er sie losließ, doch sie stand wie erstarrt da, während sich eine seltsame Wärme in ihr ausbreitete. Es war, als habe sich der kalte Wind gelegt. Dabei sah sie an den Ästen der kahlen Bäume, wie er noch immer an ihnen zerrte.

Endlich ließ Onkel Cato sie los und trat zurück. »Passen Sie auf sich auf«, sagte er noch. Dann wandte er sich ab und ging davon.

Claire starrte ihm verwirrt nach. Was sollte das? Sie schüttelte den Kopf und ging weiter. Während der Metrofahrt zermarterte sie sich den Kopf, was sie ihren Eltern schenken sollte, doch ihre Gedanken kehrten immer wieder zu dieser seltsamen Begegnung zurück.

Er hatte sie nichts gefragt, also wollte er sie nicht aushorchen. Und dennoch hatte sie das seltsame Gefühl, als wüsste er bereits mehr über die Sache als alle anderen. Vielleicht lag es an seinem durchdringenden Blick, der einem das Gefühl gab, er könne jeden noch so geheimen Gedanken lesen.

»Blödsinn«, murmelte Claire, während der Zug weiter in Richtung City ratterte.

Trotz der eigentlich kurzen Wintertage hatte Léon am Abend das Gefühl, gefoltet worden zu sein. Seine eben erst wieder erwachten Kräfte schienen erloschen. Schwächte ihn schon unter normalen Umständen ein längerer Aufenthalt im hellen Licht unter den Strahlen der Sonne, so bedeutete die zusätzliche Verstärkung durch die Glasscheiben, die die Luft nicht nur unangenehm aufheizten, sondern auch noch das Licht bündelten, eine wahre Tortur. Seine Gedanken schienen zum Erliegen zu kommen, seine Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Es fühlte sich an, als würden die Sonnenstrahlen nicht nur seine Haut verbrennen, sondern ihm auch die Seele aussaugen. Am Nachmittag zählte Léon die Minuten, bis die Sonne endlich den Horizont berührte und dann verlosch.

Endlich! Einige Stunden Dunkelheit und Kühle, die seinem Körper und seinem Geist ein wenig Ruhe schenken und ihm die Kraft für einen neuen schrecklichen Tag geben würden.

Léon atmete tief ein und aus und suchte nach der Quelle seiner Kraft, während sich der Himmel zunehmend verdunkelte und die ersten Sterne zu funkeln begannen. Eine lange erholsame Nacht stand ihm bevor – hatte er zumindest angenommen, bis die Königin des Lichts ihn wenig später aufsuchte. Ihre Miene versprach nichts Gutes. Was führte sie nun wieder im Schilde?

»Wie ich sehe, zeigt meine neue Unterkunft bereits Wirkung«, stellte sie zufrieden fest. »Die Leben spendende Sonne, die alles wachsen und gedeihen lässt und uns in allen Fasern unseres Körpers stärkt«, spottete sie und lächelte böse.

»Willst du mir nicht zustimmen? Nein? Ach, dann trifft das wohl nur auf das Gute und Helle zu, auf die Menschen des Lichts. Das Hässliche und Böse, das sich von jeher in der Hölle verkrochen hat, ist davon wohl ausgeschlossen.«

Sie machte eine Pause, doch Léon verzichtete darauf, etwas zu erwidern.

»Sieh es als einen Prozess der Reinigung an«, empfahl sie ihm. »Vielleicht ist noch etwas Helles, Reines in dir, das es wert wäre, gerettet zu werden.« Sie sah sich um und erhob den Blick zum Sternenhimmel. Dann fixierte sie wieder Léon. »Du glaubst immer noch, ich hätte dich nicht besiegt? Woher nimmst du diese Naivität? Hast du noch immer nicht begriffen, wen du vor dir hast? Du denkst, dein Meister ist ein großer Magier?« Sie lachte abfällig. »Armer Junge.« Sie beugte sich zu ihm herab und zischte ihm ins Ohr. »Er ist nur der Abfall, der wertlose Rest, der bei meiner Erschaffung übrig blieb.«

Nun hob Léon den Blick und sah sie furchtlos an. »Und dennoch ist es Euch bisher nicht gelungen, ihn auch nur aufzuspüren, geschweige denn zu besiegen.«

Sie fauchte wie eine wütende Raubkatze, wandte sich dann abrupt um und schritt auf die gläserne Tür zu.

»Ich wünsche dir eine angenehme Nacht!«, sagte sie so höhnisch, dass Léon innerlich zusammenzuckte. Er musste sich nicht lange fragen, welche Teufelei sie ausgeheckt hatte. Sie bückte sich und schob einen Stecker in eine Steckdose. Vier Scheinwerfer flammten auf, die die Pyramide in gleißendes Licht tauchten, das den Strahlen der Sonne in nichts nachstand.

Léon sprang auf und sah sich um, doch er wusste bereits, dass ihm kein Rückzugsort blieb. Die gläserne Pyramide war in helles Licht getaucht, das seinem geschwächten Geist und Körper weiter zusetzte. Entsetzt fragte er sich, wie lange er das überleben konnte. Obwohl es sinnlos war, schritt er die

Pyramide auf der Suche nach einer Stelle ab, die vielleicht erträglich sein würde. Doch die Lichtkönigin hatte ihr Werk wohl durchdacht und perfekt ausgeführt.

Léon blieb nichts anderes übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen. Er setzte sich wieder auf den Boden, ehe ihm seine Beine den Dienst versagten, und schloss die Augen. Nicht dass er dem schmerzhaften Licht dadurch hätte entkommen können. Es brannte wie Feuer durch seine Lider. Léon versuchte, sich auf seinen Atem zu konzentrieren, und suchte in seinem Geist nach Menschen und Bildern, die sein Leben bereichert hatten.

Er sah seine Mutter. Wie lange war das her? Er zählte die Jahre schon lange nicht mehr. Sie hielt seine kleine Schwester an der Hand, die in den Jahren der Kriegswirren einen grausamen Tod gefunden hatte. Sie und so viele andere, die ihm lieb und teuer gewesen waren. Rasch wischte er die Erinnerung beiseite.

Er dachte an die Jahre in der Dunkelheit. An seine Einsamkeit, die nur Jannine und später auch ihr Bruder Marcell mit ihm teilten. Doch dann schob sich ein einziges Gesicht in den Vordergrund: so schön, so rein, so unschuldig in ihrem Blick auf die Welt und doch auch so klug und hartnäckig, wenn sie ein Ziel verfolgte. Er sah, wie das Sternenlicht in ihren blonden Locken spielte.

»Claire«, murmelte er. »Wenn ich dich doch nur noch ein Mal sehen und dich in meinen Armen halten könnte.« Er spürte, wie der Schmerz ihm Tränen in die Augen trieb.



Kapitel 3

Der rote Kristall

Das würde ein besonderer Tag werden. Marcell war aufgereggt und zappelte herum. Nicht weil heute Weihnachten war und die Menschen oben in der Stadt das heilige Fest mit der Mitternachtsmesse einläuten würden. Während sich die Erwachsenen vermutlich mehr auf das Festessen freuten, drängte es die Kinder danach, am anderen Morgen endlich ihre Geschenke auszupacken.

Marcell hatte noch nie ein Weihnachtsgeschenk bekommen. Doch das interessierte ihn auch genauso wenig wie ein üppiges Festmahl.

Doch endlich war Jannine bereit, sich auf die Suche nach Léon zu machen. Sie hatte die vergangenen zwei Tage und Nächte unermüdlich nach Hinweisen auf ihren Freund gesucht und sogar jeden der Kataphilen, den sie erwischen konnte, nach ihm ausgefragt. Doch die Kataphilen hatten nichts von Léon gesehen oder gehört und der Schatten schien seit seiner Auseinandersetzung mit der Lichtkönigin verschwunden zu sein. Es gab keinen Hinweis, wo sie mit ihrer Suche würden anfangen müssen und ob sie gar in eine Falle laufen würden. Doch mit jedem Tag, der ungenutzt verstrich, wurde auch Jannine nervöser. Sie beobachtete das unregelmäßige Flackern des Steins, das immer schwächer zu werden schien. Die